



# Aufkreuzer an der Front.)

Von Adolf-Dictor von Koerber.

Der Morgendämmer schon brachte ein vorläufiges Aufkreuzen. Das Verließ zeigte freies Meer. Dann schlug die dicke Luft in dem Maschinenrausch gefahrvoller Räume. Der Kapitänleutnant bot seinem Gast den Koffein im Kommandoturm. Das Boot lag in scharfer Kräfte auf westlichem Kurs. Nach einigen Seemeilen stoppte es. Mast- und weiche der Wind, der eine heftige Dämmerung schlug, so daß es bald nicht nach echter Sonnenaufgang brechen zu können, um nicht gleich den Stellung geschleudert zu werden. Mit wachsenden weißen Wogenlinien über Herz und Bug. Ihre Spritzer durchsprühten die Offiziere, trotz der Südwester und Nördwester. Der Kommandant befehlete die voranschreitende Aufgabe des feindlichen Geschwaders, dessen Marschrichtung und umgekehrte Stärke der Unterseeboote am vergangenen Abend erlunten hatte. Er zeichnete jedes in die Karte Dazwischen ein, dem es bald obliegen sollte, das einwandfrei festgestellte Geschwader genau zu erkunden und zu stellen. Befehle lachte er dem Himmel ab. Dann, nach langem gedulden Ausprobieren, raunte er dem Führer ein Wort zu. Lange blieben die Gläser.

Die freie Mannschafft wurde auf Deck befohlen und bekam auf dem schlängelnden schwarzen Eisenblech, über den die Sturzböen spürten, eingehende Anweisung und des Rätsels Lösung zu hören: Ein Luftschiff sollte „gewisser“ und für wenige Augenblicke „festgemacht“ werden, damit der Offizier übersehen konnte. Die Wasser letzten den Routen über die Hübe. Sie hielten sich am Gefänder und standen fest wie die Eisschilde.

Aus östlicher Richtung schwebte aus Luftschiff heran. Von weither schien es ein Strich am Himmel. Breiter und fester werdend, wurde es zu einem Schiff, zu einer Öffnung, die einem Feuer gleich die Wand des Himmelsgebüdes durchbrach; dann schien es ein Fremdkörper in ihm. Der Wind blies quer zu seinem Kurs, hob es aus seiner Bahn und geriet die letzten Reibschrauben. Aber die Motoren waren stärker und trieben die Propeller. Diese wirkten auf beiden Seiten des Schiffes in zwei materiellen Kreisen, in denen die ermannden Sonnenstrahlen wie Glühbirnen brüllten. Lauter als die Wogen brauseten die Wirbel, zu einem seltsamen Riesengeschoss wuchs das Schiff. Stahl und mächtig erzwing es sich den Weg gegen Luftdruck und Morgenböen.

Die beiden modernsten Kriegsschiffe jagten einander entgegen. Die Flaggen senken sich zum Gruß und fliegen wieder hoch. Der Kreuzer hängt fest über dem Boot. „Stopp!“ befehlen die Maschinenoperatoren oben und unten. „Rückwärts“ heißt hier der Zufallsbefehl, „kontra“ dort. Die Schiffschrauben wirbeln und stemmen sich so in Riesemacht, daß die Fahrt augenblicklich stoppt. Dem peitschen die Propeller, backward rechts, Steuerbord links herum, daß der Zepppelin für Sekunden auf der Stelle steht. Die Haltetaste flackern auf Wasser. 200 Meter Höhe. Durchs Megaphon brüllt ein Befehl: „Halt fest!“ Der Kapitän läßt die Backbordschraube anbringen. Das U-Boot macht fast „rechtsrum“. Die Motoren am Bug ergreifen die Seinen. „Loslassen!“

„Aber Oswald nach vorne.“ Ein Mann schreit schon für Stunden über dem Boot und fällt dann in die Arme der Kameraden. Ein Luftschiff nählich den Kreuzer vorn ge-  
hoben, so daß die Taut losgelassen werden mußten. Der Luftkreuzer geht in einer Linkskurve herum. Der Backbordpropeller steht. Das U-Boot ertrinkt fast in den Wogen. Winddraußen — Wellenrauschen — der Motoren Donnern und das Stampfen der Maschinen geben toledende Lärm. Das Luftschiff wird wieder über das U-Boot gebracht. Wieder irren die Haltetaste den Bootkörper. „Festhalten!“ brüllt das Megaphon herab. Die Motoren hängen sich als lebende Gewichte in die Seinen und holen sie auf 150 Meter ein. „Fest!“ Das Boot sinkt in ein Wellental, und die Hände lassen nach. Dann stehen wieder listhartige Museln. Das Manöver ist unfähig anstrengend. Ein „Wassern“ und „Festmachen“ ist fast unmöglich! 100 Meter schreit Oswald. Er schreit kurzlos Sprachrohr: „Weiter ab!“ Dann löst er Glas und Kartentafel. Von oben antwortet ein Echo: „Achtung.“ Aus dem Batterierand schnell ein dunstiger Wellen durch die Luft. Er rollt sich im Fallen ab, — die Strickleiter. 80 Meter. Eine mächtige Luft und Wellenwoge wirft die Schiffe einander näher. Oswald greift die letzte Spröffe. „Zurück!“ er reißt sich aus seinen blutigen Händen und wendet wie ein Menschenhahn zur Seite. Eine knallende Reibschraube, schlägt sie zurück. „Achtung“, der Oberleutnant springt in die Spröffen. Es war der letzte Augenblick, denn ein Luftschiff reißt das Luftschiff fast hoch. „Loslassen!“ brüllt der fahrende Offizier. Die Motoren reißen ihre zerrissenen Hände zurück. „120 Meter“, spricht der Kapitänleutnant. „Gott sei Dank, das war ein Manöver auf Tod und Leben.“ Schon 40 Meter über ihm flimmert der Offizier auf der Seitenbandleiter, die hin und her schwingt, wie einst das Pendel im Pantheon zu Paris. Oswald zählt die Spröffen. Wohl 120 mal noch muß er greifen und austreten, unter ihm gleitet das U-Boot weg, und die Wellen langen mit zitternden Spritzern ihn nach. Die Minuten dehnen sich zu Stunden. Einmal nicht es ihn in der Herangehen. Er schließt halb die Augen — und greift und tritt — tritt und greift. Arme passen dann seine Schultern und helfen und ziehen. „Mensch, Oswald, daß Sie oben sind.“ „Reinlaut zur See von Kanakel und der Drahtlose führen den Laumenden. „Dante Thomsen“ und Oswald halten durch den Gang in die Vordergondel zum Kommandanten: „Welche mich gefordert an Bord.“

Während das Schiff mit vollen Motoren steigt, erläutert Oswald seinem jungen Chef die Seefahrt mit der mutmaßlichen Route des feindlichen Geschwaders, die der U-Bootführer eingezeichnet hatte. Die lange Nachtkreuzfahrt hatte den Luftkreuzer auf westlichem Kurs gehalten. Nun galt es, den Feind einzuhaken und dann Nachricht zu drücken.

\*) Aus dem Leben in C. B. Auslands Verlag in Leipzig (Jahr 2. Aufl., 2. Aufl.) erschienenen Buch des bekannten Schriftstellers, der selbst als Offizier in Algerien an der Front gewesen ist und mit eigener Kraft ein nachdes Gemäße des Auftriebes der See- und Marineoffiziere, vereinigt mit Illustrationen, Photographien und U-Boote entwirft.

Sie liegen auserte Kran. Schneller als die weißen Wellenflächen zog das Luftschiff seine Bahn nach Süden. Die Bettfahrt mußte genommen werden. Abwechselnd führten Marrens und sein den Fluten entlaufener Offizier.

Gegen 4 Uhr nachmittags meldete der Signalpost von der hohen Plattform: „Raus am Horizont.“ Bald erpöchte der Kommandant mit seinem scharfen Glas ein... zwei... vier... Rauchsäulen, die wuchsen und sich bald zu einem kleinen Dugend mehrten. „Das kann nur die feindliche Flotte sein.“ Die Offiziere sind der gleichen Meinung. Sie besprechen die Möglichkeiten einer günstigen unentdeckten Annäherung. Einige Wellenfelder glücken am Himmel. Ihre Strömung führt fast auf den Feind zu. Der Kommandant befehlet Höhenfeuer. Scharf legen sich dessen Flächen gegen den Luftstrom und pressen den gewaltigen Kumpi empor. Der Barograph zeigte eine heftigste steile Kurve, dem schnell mußte das Manöver ausgeführt werden, sollte die schwebende Wellendecke erreicht werden. Schneeger Tau nimmt plötzlich die Sicht. Die schnelle Steigerung verlangsamte sich, denn die feuchte Luft gibt dem Steuer nach. Der Mast stemmt sich in die Höhe. Aufwärts! Wirbel und Floden tanzen ringsum. Das Marienglas am Ausguck beschlägt. Mast und Turm schiebt sich die Atmosphäre rundum. Strohen zeigen die Augen. Durch! Auf dem weißen Feld ruht goldener Sonnenschein. Lieber den Wellen. —

Mit der weißen Schutzdecke flog das Schiff südwärts. Seine Geschwindigkeit wuchs mit der der Flotte in eine Rechnung gestellt. Als die Zeit gekommen war, klinkerte der Maschinenoperator den Befehl an die Motore: Stopp! Keulkes treibt der Luftstrom im Wind, der das Wellenfeld rasch zur Seite gerät. Als die Schneewand das Meer freigab, erholten sich die Blicke häufig das Bild des feindlichen Anmarsches: zwei Flotten; vier kleinere Einheiten bilden die Vorhut, das starke Gros bleibt mehr zurück. Sein Angriff scheint für die Spitze Nacht geplant. — Die Motore springen an und peitschen den Zepppelin in die Jagd. Nach Sekunden schon wieder fängt der Wellenscheiter ihren Schall, der dicht nach unten dröhren. Vor der Front des Feindes wird abgedreht, und der Flug wendet sich westwärts, ein anderes Wellenfeld zu gewinnen. Aus der zinkbelagten Funkenbude aber flürzen sich elektrisierende Wellen und tragen Meldung und Alarm an alle deutschen Befehlsstationen der Küste.

## Prophetenpiegel.

Prophezeiungen vom November 1915.

Der „Figaro“ vom 1. 11. 1915 schreibt: Der serbische Gesandte in Paris erklärte, daß Serbien auf eine wirksame Unterstützung des Verbandes mit Sicherheit rechnen könne. Dies Vertrauen ist begründet. Er scheint eine englisch-französische Armee im Balkan, so ist der bulgarische Vorstoß gelähmt. Die Serben können standhalten bis zum Eintreffen der Italiener, das den österreichischen Angriff vereiteln wird, und bis zum Eintreffen der Russen, die unter allen Umständen die Entscheidung herbeiführen werden.

In den „Sunday Times“ vom 7. 11. 1915 schreibt: Oberst Ducaud: es ist natürlich durchaus richtig, daß wir die Verdammung noch nicht bezwungen haben. Aber wir haben der türkischen Armee in Europa ja zugehört, daß für die Deutschen auf Monate hinaus keine Möglichkeit besteht, irgendwelche Hilfe von den Türken zu bekommen, selbst wenn die Deutschen je die Bahnhöfe Belgrad-Adrianopol-Konstantinopel gewinnen sollten: Diese Linie aber werden sie sicherlich nie erreichen. Mit jedem Tag verschlechtert sich die Lage Madenens, denn auch die Serben sind sehr weit davon entfernt, beiseite zu sein.

Der „Figaro“ vom 8. 11. 1915 schreibt, in zehn Tagen könne viel geschehen, unterdessen werde Kitchener nach Athen kommen und dem König eine Rede halten, die auf diesen als Soldaten Eindruck machen werde. Dies Ereignis werde die Eintracht aller Griechen (im Sinne des Verbandes) wiederherstellen.

Am 13. 11. 1915 schreibt Hanotag im „Figaro“, aus sicherer Quelle wisse er, daß die Arme Madenens sehr mitgenommen und stark gelichtet sei. Sie sei außerdem, die Strecke zu durchlaufen, die sie noch von Konstantinopel trenne, ganz abgesehen davon, daß sie sich gegen ein neues Vordringen der Serben schützen müsse, wozu die Bulgaren allein zu schwach seien. Würde Madenens weiter vordringen, mit dem täglich stärker werdenden Heer der Verbandsmächte in der Hand, so würde er sich unliebsamen Lieberassungen aussetzen.

Am 21. 11. 1915 schreibt Oberst Maude in den „Sunday Times“: Es ist eine gewaltige Lieberbreitung, davon zu sprechen, daß die Serben in den letzten Zügen liegen. Kein Land ist am Sterben, so lange seine Arme unversehrt bleibt und der Geist ungedrohen ist! Im übrigen können wir als leeres Geschwätz alle diese Geschichten ansehen, die über den Transport großer Geschütze und Kriegsvorräte auf dem Donauweg nach Bulgarien und der Türkei zu uns gelangen. Ganz besonders faule ich darüber, daß es Leute gibt, die sich einreden, die Deutschen könnten wie Riesen alle klimatischen, topographischen und zeitlichen Hindernisse überwinden. Nur die Engländer könnten mit alledem leicht fertig werden, da wir die See beherrschen. Aber unsere Feinde sehen es vollkommen an Beuten für solche schwere Aufgaben.

Unter der Überschrift „Der Roman von Kut“ schreibt „Daily Chronicle“ vom 22. 11. 1915: Die Erfolge unserer englischen Armee in Mesopotamien, wo englische Landregimenter an der Seite indischer Truppen gekämpft haben, würden die Bewunderung und das Staunen der ganzen Welt erregt haben, wenn dieser Feldzug nicht durch so viele andere von größerem Umfang überflattet würde.

Im „Daily Telegraph“ vom 23. 11. 1915 regt sich aufs neue die Hoffnung: Die ganze Lage auf dem Balkan bessert sich, je mehr auf Seiten der Verbandsmächte sich fester Zusammenhalt und sichere Pläne zeigen. Die Hoffnung auf die Wiedergewinnung Serbiens und auf noch viel mehr wächst stark von Tag zu Tag.

„Daily Chronicle“ vom 27. 11. 1915 bringt Mitteilungen des Vertreters der britischen Presse bei der französischen Armee darüber, daß Deutschland gezwungen sei, infolge seiner

gemaltigen Mannschaffsverluste das wehrpflichtige Alter zu erhöhen und bereits Vorbereitungen dafür zu treffen, die Männer zwischen 46 und 50 Jahren in die Listen einzutragen.

In den „Sunday Times“ vom 28. 11. 1915 berichtet Oberst Maude: Die Gefahr einer russischen Landung bei Warna oder Silistria oder sogar an beiden Orten ist jetzt sehr drohend. Der ganze Linien, der von deutscher Seite über eine Bahnverbindung mit der Türkei und Konstantinopel verpackt wird, ist auch nicht einen Augenblick glaubwürdig. Ich kann beanpruchen, für diese Dinge als Sachverständiger zu gelten und habe die neuesten Unterlagen für die Beurteilung vor mir.

In „Daily Mail“ vom 29. 11. 1915 berichtet Oberst Freyer über den mesopotamischen Feldzug, indem er schreibt: Wenn alles gut geht, so werden wir bald die Kuppeln und Minarets und Dattelpalme der heiligen Stadt Bagdad erblicken.

Aber besorgnisch ging eben nicht alles gut.

## Kriegs-Allerlei.

Befestigung mit Postkarten.

Ihr letztes Kriegsmittel.

Die englische Zeitschrift „Spectator“ hat endlich das unwiderstehliche Kriegsmittel gefunden, das dem Bierverband den tofishieren Sieg gewähren wird. Das Blatt stellt in seiner Nummer vom 11. November zunächst die unwiderstehliche These auf:

„Es gibt kein sicheres Mittel, den Krieg zu verlängern, als wenn wir möglichst viele Deutsche außer Gefecht setzen, was wiederum am besten dadurch geschieht, daß man möglichst viele gefangen nimmt. Die zweckmäßigste Art aber, Gefangene zu machen, ist, sie zu überreden, sich freiwillig zu ergeben.“

Nach dieser Offenbarung kommt die zweite: Die deutschen Offiziere können ihre Mannschaften nur dadurch zum Überlaufen abhalten, daß sie ihnen von unemselicher Behandlung in der Gefangenschaft erzählen. Also ahnen wir, schreibt der „Spectator“, die Methode der Serben nach, welche zehntausend Postkarten drucken ließen, auf denen bulgarische Gefangene abgebildet sind, die in langen Reihen Lebensmitteln in Empfang nehmen. Diese Karten wurden von gefangenen Bulgaren unterschrieben, die dabei behaupteten, wie gut es ihnen ergehe, und dann durch Flieger über die bulgarischen Schützengräben abgeworfen. Unser Berichterstatter Lord Price schreibt, daß seitdem die Zahl der Überläufer bedeutend gewachsen ist, und daß sie stets eine dieser Postkarten mit sich tragen, die sie ansiehend als Gefährnisse betrachten. Mit Recht betont der lachverliebte Verfasser, daß es für England ein Leichtes wäre, ein ähnliches Verfahren zu ergreifen und eine Anzahl Postkarten herzustellen, auf denen in deutscher Sprache Aussagen unserer Gefangenen über ihre vorzügliche Behandlung zu lesen stünden. Für sorgfältigere Arbeit läßt es aber der gute Mann nicht an genauem Vorbildern fehlen: wie man sie als Postkarte in den Serben-Berichten bekommen, sie durch Flugzeuge in die deutschen Gräben befördern könne usw. „Nur: „Gute Behandlung der Gefangenen — eine englische Spezialität“ müssen wir ihnen zurufen, sondern noch hinzuzufügen: „In den britischen Linien wird jede Gelegenheit geahndet, sich schnell und leicht zu ergeben. Tut es gleich!“ — Wenn das nicht hilft, dann kann dem Bierverband wirklich nicht geholfen werden!

Kein Weihnachtsfest in England.

Die englischen Blätter bearbeiten in letzter Zeit die britische Offensivität, offenbar auf einen Wink der Regierung hin, mit großem Nachdruck in der Richtung, daß es patriotische Pflicht eines jeden sei, das diesjährige Weihnachtsfest nicht in der gewohnten Weise zu feiern. So schreiben die „Times“: Das englische Weihnachtsfest muß heuer ein Fest der Entfaltung sein. Eine flüchtige Campaigner ist hundert Patronen wert, ein neuer Damenhut entspricht dem Wert von vier Stachelmännern. Für das Geld, das ein neues Damenkleid kostet, kann das Kriegsmünzministerium vier Gemeine, für den Preis einer Diamantnähmaschine ein Feldgeschütz kaufen. Ein gutes Kanier ist hundert Granaten wert usw. „Daily Chronicle“ ruft in baskische Horn und fordert das englische Publikum auf, das Geld, das es sonst für Weihnachtsgeschenke ausgab, in den Dienst des Krieges zu stellen oder es Zinsen der Kriegsschulden zu zahlen. Allerdings glaubt das Blatt, daß sein Apell, wenn nicht von Seiten der Regierung ein gewisser Zwang ausgeht werden sollte, kaum zum Ziel führen wird. Die englischen Blätter treffen übrigens seit einiger Zeit mit auffallend starker Verhärtung in den neutralen Postkästen ein. Soweit hier nicht Transportschwierigkeiten vorliegen, ist dieser Umstand auf die erhöhte Wirksamkeit der englischen Zensur zurückzuführen, deren Wachen sich auch in den englischen Zeitungen selbst stärker als sonst bemerkbar macht.

Fransösisches Gemälde.

Ein Pariser Blatt führt bittere Klagen darüber, daß sich die französischen Militärärzte nur allzu oft mehr als Offiziere, denn als Ärzte fühlten und sich dementsprechend aufzuführen, und schildert als Beweis für diese Behauptung einen Vorgang, der sich jüngst in einem großen Kriegslazarett in der Umgebung von Paris abspielte. Dessenmal wenn dort der Stabsarzt einen Krankenfall betritt, ruft der diensthabende Wächter: „Achtung! Stillstehen!“ und solange der Besuch andauert, müssen die Patienten, ganz wie gesunde Soldaten, in frummer militärischer Haltung verharren. Neulich brachte es aber ein Soldat fertig, dem Befehl nicht Folge zu leisten. „Achtung! Stehen Sie nicht auf!“ herrschte ihn der wütende Stabsarzt an. „Weil ich keine Beine habe, Herr Stabsarzt!“, antwortete der Englische in aller Ruhe und Selbstbeherrschung und die Sache des Befehlsmissens war jetzt an dem Arzt, der merkwürdigerweise vergessen hatte, daß er selbst dem armen Kerl beide Beine amputiert hatte.

Für die Redaktion verantwortlich: Siegfried Dax. Druck und Verlag von Otto Sende. Sämtlich in Halle a. S.